Nr. 240. XII. Jahrgang. Täglich 90000 Auflage. Sonnabend, 3. September 1904.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Pillnitzer Straße 49.
Fernsprecher: Redaktion Amt I Nr. 1897. Expedition Amt I Nr. 4571. Verlag Amt I Nr. 542.

Annoncenpreis: Die 1spaltige Kolonelzeile für Dresden und Vororte 20 Pf., für auswärts 25 Pf. Finanzinserate erhöhte Preise. Die 3spaltige Reklamezeile 1 Mk., auswärts 1.50 Mk. Garantie für Erscheinen von Inseraten an vorgeschriebenen Tagen und auf bestimmten Plätzen wird nicht übernommen. Bezugspreis: Durch die Post monatlich 67 Pf. Für Dresden monatlich 50 Pf. Für Oesterreich-Ungarn vierteljährlich 3,26 Kr., mit „Illustrierte Blätter" 3,73 Kr. Bestellungen: in Deutschland und Oesterreich-Ungarn ohne „Illustrierte Blätter" „Dresdner Neueste Nachrichten Ausgabe A", mit „Illustrierte Blätter" „Dresdner Neueste Nachrichten Ausgabe B".

Die heutige Nummer umfaßt 18 Seiten. Roman auf Seiten 17 und 18.

Mirbachs Entlassung.

Wie wir schon gestern durch Extrablatt bekannt gegeben haben, ist der Oberhofmeister der Kaiserin Freiherr v. Mirbach von den ihm im Auftrag übertragenen Geschäften als Kabinettschef der Kaiserin und Verwalter von Zechenrente entbunden worden. Außerdem legt Freiherr v. Mirbach seine Stellung in den Vorständen der von ihm geleiteten kirchlichen gemeinnützigen Vereine niedergelegt.

Mit schmerzlicher Ungeduld hat das deutsche Volk seit Monaten darauf gewartet, daß Freiherr v. Mirbach aus seiner hervorragenden Stellung bei Hofe entfernt und ihm der maßgebende Einfluß in der Umgebung der Kaiserin genommen werden möchte. Es erschien ganz unerträglich, daß eine Persönlichkeit noch länger an Amt bleiben könnte, unter deren Verwaltung so schwere Mißstände eingerissen waren, wie der Pommernbankprozeß und die ihm folgenden Veröffentlichungen aufgedeckt haben. Es nicht nur der Wert aller kirchlichen und sonstigen öffentlichen Betätigung mußte durch den dem höchsten Hofbeamten der Kaiserin eigenen Methode, „freiwillige" Spenden für höhere Zwecke zu sammeln, herabgesetzt und entwertet werden. Politisch weit wichtiger erscheint der Schaden, den das monarchische Gefühl in Deutschland dadurch erlitt, daß der Erfinder dieser Methode trotz aller vorgekommenen Zeichen das Vertrauen der allerhöchsten Herrschaften nicht verlor, sondern im Amte verblieb. Dadurch erst ist dem widerwärtigsten Gerede und den bösartigsten Verleumdungen Tür und Tor freigemacht worden, und dadurch erst ist auch in weiten Schichten des deutschen Volkes die ergwöhnische Vermutung geweckt worden, das ganze System Mirbach mit seinen Begleiterscheinungen sei erst durch die Geistesströmung in den maßgebenden Kreisen ermöglicht worden. Mit größter Genugtuung hätte sicherlich man es begrüßt, wenn der Kaiser und die Kaiserin Herrn v. Mirbach aus ihrer Nähe entfernt und damit eine deutliche Scheidewand zwischen sich und jenen Elementen gezogen hätte, die alle Uebel dieser Welt durch Bau von Gotteshäusern und zur Schau getragene Frömmigkeit zu heilen hoffen. Aber leider hat das deutsche Volk lange vergeblich auf die Entfernung Mirbachs und jetzt, wo sie erfolgt ist, kann niemand ihrer recht freuen. Denn wie die halbamtliche Meldung besagt, ist Freiherr v. Mirbach zwar von den Nebenämtern als Kabinettssekretär und Schatullenverwalter der Kaiserin entbunden worden, ihr Oberhofmeister aber, und damit der höchste und einflußreichste der zu ihrem persönlichen Dienst bestimmten Beamten, ist er geblieben. Freiherr v. Mirbach kann also jetzt nicht mehr Gelder der Kaiserin an eine Bank von der Art derjenigen geben, die Schultz und Romeick geleitet haben. Er hat jetzt auch nichts mehr mit den von der Kaiserin zu erteilenden Gnadenbeweisen usw. zu tun, aber er befindet sich nach wie vor in der nächsten Umgebung der Kaiserin und man wird wohl annehmen dürfen, daß er auch nach wie vor das Ohr seiner Herrin besitzt. Damit jedoch verliert seine Entfernung aus den Nebenämtern und das freiwillige Scheiden aus den Vorständen der von ihm geleiteten Vereine fast allen Wert. Es erscheint vielmehr einfach als ein Versuch zur Beschwichtigung der öffentlichen Meinung, der man gleich einem rasenden See ein Opfer bringt. Man läßt die Person zurücktreten, die Sache hingegen bleibt die gleiche.

Das aber ist tief bedauerlich. Denn es zeigt so recht deutlich, daß man an den maßgebenden Stellen noch immer nicht erkannt hat, welches eigentlich der letzte Grund der Aufregung und Erbitterung über die Affäre Mirbach ist. Es war ja niemals der Zweifel an der Ehrenhaftigkeit des Freiherrn v. Mirbach, die dem großen Publikum gar nicht so interessant ist, sondern der Unmut über den Mißbrauch, der offenbar mit der tief religiösen Gesinnung des Kaisers und seiner Gemahlin getrieben wird, und die Abneigung gegen die Bestrebungen jener hochkirchlichen und reaktionären Kreise, die sich an Wilhelm II. schon herangedrängt haben, als er noch Prinz war. Schon 1888, als man nicht mehr daran zweifeln konnte, daß dem Kronprinzen Friedrich nur eine kurze Regierungszeit beschieden sein würde, haben so manche, die mit dem gewaltigen Bismarck unzufrieden waren, denen der Gang der Sozialpolitik und die Behandlung der Sozialdemokratie nicht paßte, versucht, den künftigen Kaiser Wilhelm auf ihre Seite zu ziehen, und Männer wie Stöcker, Graf Waldersee und auch Freiherr v. Mirbach — in dessen Hause, wenn wir nicht sehr irren, 1888 die ersten Versammlungen stattfanden, die zur Gründung der Kirchenbauvereine führten — glaubten sehr geschickt zu handeln, als sie sich in den Dienst der religiösen Richtung des Prinzenpaares stellten. Allerdings hat sich der Kaiser damals wie später, sobald er merkte, daß man ihn politisch zu beeinflussen versuchte und geheime Nebenabsichten habe, dagegen gewehrt und die betreffenden Personen aus seiner Umgebung entfernt. Stöcker hat bald erkennen müssen, daß nach Wilhelms II. Ansicht politische Pastoren ein Unding sind, „dieweil sie die Politik gar nichts angeht", wie der Kaiser selbst schrieb. Waldersee ist schließlich Generalfeldmarschall, aber nie Reichskanzler geworden. Freiherr v. Mirbach dagegen hat sich zwar von jeglicher öffentlicher politischer Betätigung fern gehalten, besitzt aber offenbar deswegen noch immer das Vertrauen des Kaiserpaares. Dennoch aber ist sein Einfluß und der Erfolg seiner Tätigkeit höchst verderblich gewesen, fast ebenso verderblich, wie die Wahl seiner Mittel unglücklich war. Nicht nur haben alle reaktionär Gesinnten, nach deren Ansicht dem Volke vor allem die Religion erhalten werden muß, in ihm ihren einflußreichen Förderer gehabt, es hat sich auch im Anschluß an sein Wirken eine Frömmelei und Heuchelei breitmachen dürfen, die an die schlimmsten Zeiten unter Friedrich Wilhelm II. und IV. erinnert. Minister, Oberpräsidenten, Bankiers schlossen sich Herrn v. Mirbach an, man weiß nicht, ob gern oder ungern, und unzählige Streber und moralisch minderwertige Existenzen benutzten seine Harmlosigkeit und seinen frommen Eifer für ihre persönlichen Zwecke. Die Schultz und Romeick dürften für diese Sorte typisch sein. Herr Schultz brauchte um den ihm auch nach seiner Verurteilung verbliebenen Titel Kommerzienrat nicht einmal andeutungsweise zu bitten, vielmehr machte sich Herr v. Mirbach ein Vergnügen daraus, dieser bescheiden im Verborgenen blühenden Tugend ihre Belohnung zu verschaffen. Und ähnlich dürfte es mit den meisten andern Ausgezeichneten gegangen sein, die mit demütiger Miene, frommen Worten und — offenen Händen zu Herrn v. Mirbach gekommen sind, um sich an den Werken der Liebe zu beteiligen.

Das Volk aber, das mißtrauischer ist und offenbar mehr Psychologie versteht, als selbst ein Oberhofmeister, hat seit langem unter all dem äußeren falschen Schein den wahren Kern gesehen, es empört sich darüber, daß auf solche Weise Unwürdige emporgehoben werden und — wichtiger und tiefergehend als alles andre — es fürchtet und verabscheut Bestrebungen, deren letzter Erfolg ihm geistige und geistliche Knechtschaft dünkt. Hier ist der tiefere Zusammenhang, der der Affäre Mirbach ihre große Bedeutung gibt! Begünstigung des Zentrums und aller Klerikalen, Zulassung der Jesuiten, konfessionelle Volksschule möglichst mit 24 Stunden Religionsunterricht wöchentlich — und auf der andern Seite Kirchenbauten, bei deren Einweihung fast regelmäßig weltliche Belohnungen für Erbauer, Stifter und dergl. abfallen.

Wenn Freiherr v. Mirbach diese Zusammenhänge nicht sieht und über die Geistesströmungen in der protestantischen Bevölkerung, die eigentlich nur Sinn für innerliches Christentum hat, nicht unterrichtet ist, so ist das verhältnismäßig gleichgültig, wenn aber das gleiche vom Reichskanzler und den preußischen Ministern gilt, dann kann man nur sagen, daß diese Herren ihrer Stellung nicht gewachsen sind oder sie — was noch schlimmer ist — verkennen. Bismarck war so auf das Ansehen der Krone und die Stärkung der Monarchie bedacht, daß ihn am Ende seines Lebens Zweifel beschlichen, ob er nicht etwas zu viel in dieser Hinsicht getan habe. Seine Nachfahren in Amt verschleudern das Kapital, indem sie Krone und Monarchie bei jeder Gelegenheit, sei sie auch noch so ungeeignet, ungeschützt und ungehindert in den Vordergrund treten lassen. Als die Enthüllungen über die Affäre Mirbach am allerpeinlichsten wurden, da wünschte und hoffte die große Mehrheit des deutschen Volkes, der Kaiser werde seine Nordlandsreise abbrechen, zurückkehren und hier Ordnung und reine Luft schaffen. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Sie beweist aber, wie sehr das deutsche Volk von dem guten Willen und den edlen Absichten des Kaisers überzeugt ist. Ständen dem Oberhaupte des Reiches etwas weniger biegsame Ratgeber zur Seite, Leute, die sich nicht nur als Handlanger fühlen, und würde unten so ausgeführt, wie es oben gewollt wurde, dann würde statt der gegenwärtigen inneren Unzufriedenheit bald wieder ein gesundes politisches Leben herrschen, und Kaiser und Reich führen dabei nicht schlecht.

Aber! — Einstweilen ist Bernhard v. Bülow Reichskanzler. Herr v. Mirbach hat durch die Belassung in der Stellung als Oberhofmeister der Kaiserin ein Vertrauensvotum erhalten und der Kurs bleibt der alte.

Rede des Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg in Speyer.

Bei dem Festmahl, das anläßlich der Einweihung der Protestationskirche in Speyer die Teilnehmer vereinigte, hielt der Regent des Herzogtums Koburg-Gotha Erbprinz von Hohenlohe-Langenburg eine im Sinne der Feier bemerkenswerte längere Rede. Nach einem Bericht der „Frkf. Ztg." sagte er u. a.:

„Wenn die deutschen Bundesfürsten zu der heutigen Feier ihre Vertreter entsandt haben, so wollten sie dadurch vor dem evangelischen Volke Deutschlands ihre feste Zugehörigkeit zu unserm teuren evangelischen Bekenntnis bekunden. Muß doch ein deutsch fühlendes Herz höher schlagen in freudiger Begeisterung bei dem Bewußtsein, daß vor beinahe vierhundert Jahren, in einem Zeitalter, in welchem das religiöse Leben unter dem Drucke politischer Machtbestrebungen darniederlag, es dem deutschen Geiste beschieden war, für alle Menschen das heilige Recht zu erkämpfen, frei

„Feuersnot."

Am 21. November 1901 erlebte Richard Strauß' epochemachende Oper auf der Dresdner Hofbühne die Uraufführung und trotz und alle kritischen Bedenken gegen das ultramodernste Musikwerk haben an seiner Bewertung nichts geändert. Neunmal hat man die Oper, die Berlin, Wien und andere längst liegen ließen, wiederholt, zum letztenmal am 21. April 1902, und unverdrossen hat nun das Königl. Institut bei der ersten Wiederholung dieses Winters abermals zu „Feuersnot". Wider den Willen der Zeit hat sein Theater ein umstrittenes wichtiges Werk dem Geschmack oktroyieren. Aber es helfen den Geschmack bilden helfen und es hat eine Pflicht, dies zu tun, wenn es sich um eine merkwürdige Arbeit des bedeutendsten Talentes unsrer Tage handelt. Von der Sinfonie ab, hindurch „Eulenspiegel", „Zarathustra" und „Heldenleben", bis zur „Sinfonia domestica" hat Strauß neben wundervollen Liedern sich als ein großer Meister legitimiert, den man nicht von der Hand weist, weil einzelnes uns mißfällt. Einem gewaltigen Künstler muß die Menge folgen; er zieht uns zu sich herauf und nicht die Mission, zu uns herabzusteigen. Mögen an Bizarrerien wir an der vorliegenden Oper tadeln mögen, ihre moderne Bedeutung erheischt wiederholte Prüfung — sonst ist es der rückständigen Kritik wiederum so, wie es ihr bei Richard Wagner ergangen, der auch „von Bizarrerien gestrotzt" haben soll, die Melodien schreiben konnte und überhaupt kein Musiktalent" war. Bei der Premiere vor drei Jahren schrieben die „Dresdner Neuesten Nachrichten" wörtlich: „Lob verdient Strauß. Der Einwand: „Das klingt nicht", „Das hat keine Melodie", „Das ist unmelodisch", ist vorbei. Das Genie muß gehört werden. Die Torheit, die gegen R. Wagner protestierte, wird an dem Pflichteifer seiner Gegner künftig scheitern, die sich den Versuchen aller Richtungen unverdrossen stellen. Daß Dresden in diesem Sinne in Deutschland tonangebend geworden und daß wir hier zuerst auch dies merkwürdige Werk hören, danken wir Grundsätzen, die nicht so reklamös, aber allgemein wertvoller sind als jene von Bayreuth." Das ist noch heute unser Standpunkt trotz unzähliger Einzelbedenken. Freilich, weniger eine Gesangsoper, als eine Orchesteroper ist diese „Feuersnot". Wer aber die Orchestersprache nach Liszt, nach Berlioz und nach Wagner so zu behandeln versteht, dessen Spuren und Absichten müssen wir folgen, auch wenn es nicht leicht eingeht.

Alle Kunst hat sich, wie das Leben selbst, aus der größten Einfachheit zur höchsten Komplikation entwickelt. Wer nicht mitgehen will, vereinsamt und versäumt. Um seines Geistes Flug machen wir Richard Strauß gar keine Schwierigkeiten. Aber wir sind fest überzeugt, daß ein scharf ironischer oppositioneller Zug in ihm eine starke Einschränkung verträge. Er hat zu viel Selbstvergnügen an stachligen persönlichen Witzen, an unerhörten Dissonanzen, an übermäßigen Intervallen und Themenkombinationen von schreiender Härte. Wir haben lyrische Opern, historische, komische usw., und er fügt kurzerhand eine polemische Oper hinzu, deren Uebermaß subjektiver Gedanken und Angriffe um so schroffer wirkt, als die einaktige Kürze keine Auslösung zuläßt. Lieben muß man Strauß um seiner glühenden Liebe zu Wagner willen. Wie diesen das philisterhafte München von 1864 (hier den Zauberer Reichart) verspottet, gehaßt und aus der Stadt vertrieben hat, erzählt das Werk. Wohl zogen jetzt neue Generationen unter Strauß zum Kampf für Wagners Wagen herbei — und da diesen Kern das Sinn- oder Singgedicht behandelt, konnte dasselbe wohl unmöglich friedfertig und lieblich ausfallen. Daß sich R. Strauß dabei direkt als rächenden Erben Wagners nominiert, hat man viel zu sehr gescholten und arrogant befunden. Wer ist denn Wagners Erbe, wenn nicht er?

Man muß die Musik von dem unendlich kecken, aber sinntiefen Gedicht Wolzogens loslösen, wenn man sie gerecht beurteilen will. Allemal, wo der „Uebergeist" Strauß' durch die Polemik nicht gereizt erscheint, hat er himmlisch schöne Musik geschrieben, die man schon nach zehnmaligem Hören als leuchtende Tonbilder empfindet und versteht. Was erst kraus und verwirrt scheint, lichtet sich zu unsäglichem Wohllaut. Freilich, nicht auf lange. Der große, breite, emphatische Zug, die rhythmische Ruhe R. Wagners ist des Neuesten Sache nicht. Er hat zu viel Stachliges zu sagen, bricht jäh ab, freut sich, wenn er uns mit hahnebüchenen Harmonisierungen erschrecken kann. Doch soll die „Feuersnot" ja nicht Schule machen. Aber ein Einzelgeist wie R. Strauß durfte den Sarkasmus wagen. Das Werk oft hören, ist das beste Mittel, sich mit ihm zu befreunden.

Höre man vorläufig den großstilisierten Monolog Kunrads heraus, dann das entzückende Terzett der drei Freundinnen in D-Dur mit dem zwischendurch hellachenden, kühn benützten Orchester, dann die drei inkarnierten Volksweisen, die beiden prachtvollen Walzer, der eine langsam, der andre froh, den Subend-Marsch usw., sind diese Teile und ihre unerhört glänzende Verarbeitung für den Musiker wie für den Laien schon wahres Labsal. Die Münchner Gassenlieder „Der alte Peter" (6/8), ferner „Mer san net von Pasing" (3/4) und endlich das „Gut'n Morgen, Herr Fischer" mit den D-Dur-Walzeransätzen hat man geringschätzig ansehen wollen, und das köstliche „Maja mia mö" soll von (in der klassischen Lehre verbotenen) Querständen strotzen. Aber wie meisterhaft sind diese simplen Themen kombiniert, welch ein erfrischender Zug geht durch die Kinderchöre, und Diemuts B-Dur-Lied „Süße Amarellen" zu den Kleinen ist ebenso herzlich einfach, wie Kunrads und Gilgenstocks Themen geistsprühend sind. Diese Lieder trägt jeder sofort mit nach Hause. Der innere Zusammenhang aber, das Herauswachsen immer neuer Formen aus den alten Klängen, das ist echt deutsches Arbeitenkönnen. Ja, die Melodien sind da, die frühere Zeit servierte sie sichtbar deutlich auf klassischen Prunkschüsseln. Jetzt müssen wir uns das Schöne aus den Dornen und Disteln, die darüber gebreitet sind, heraussuchen ... Die Moderne verlangt eben ein mündiges Publikum.

Ueber die Schwierigkeit der Oper hat seinerzeit ganz Mitteleuropa geächzt. In den Probe- und Chorsälen haben das Sänger und Instrumentalisten monatelang durchgemacht. Aber der Aufführung unter Herrn v. Schuch merkt man nichts Schweres an. Mit unendlicher Elastizität wußte Schuch alle zahllosen Taktwechsel zart zu verbinden. Die Kinder sangen wieder phänomenal sicher, und Herrn Moris' Regie wird nirgends erreicht. Unter den Solokräften ragt Scheidemantel hoch hervor. Sein Hans-Sachsischer, stilschöner, idealisierender Vortrag wirkt als Gegenstück der unruhvollen Musik der übrigen Teile mächtig und beredt. Auch die Musikbeziehungen Strauß', wenn er Themen der Riesen, Walhalls, Gutrams erklingen läßt, werden durch das Spiel Scheidemantels prächtig illustriert. Frau Krull als Diemut bewährt ihre elfenhaften Vorzüge neben den Freundinnen Chavanne, Naß und v. d. Osten. Neu war Herr Rüdiger, der den Vogt mit enormer, an ihm schon gewohnter Musiksicherheit singt und ganz famos aussah. Frl. Eibenschütz, Frl. Schäfer und die Herren Rebuschka, Erl, Wachter, Höpfl, Plaschke, Kruis und Kleß sind nur summarisch zu nennen. Vom Orchester hat ja Strauß selbst das höchste Lob verbreitet.

Das Publikum ehrte sich selbst durch ein ganz ersichtliches Verständnis dieses Abends. Der Beifall artete in Jubel aus und man rief den spiritus rector Schuch laut dankend vor die Rampe.

Wenn ein Theater das leistet, wie jetzt Dresden wieder mit der „Feuersnot", dann müssen alle aufgeklärten Vereine, Musikfreunde und Klavierlehrer mithelfen, das P. T. Publikum zum Theaterbesuch aufzurütteln. Das Schlechte gedeiht von selbst, das Große und Geistreiche will Pflege haben.

Ludwig Hartmann.

Saison-Eröffnung.

Berlin, 1. September.

Ein geeigneter Tag, dieser Donnerstag! Fast alle unsre größeren und kleineren Bühnen eröffneten an ihm die Winterspielzeit, und infolgedessen trat a tempo das schönste warme Sommerwetter ein, das sich wieder zu einem kleinen gediegenen Hitzchen auswachsen zu wollen scheint. Die Kritiker hatten unter diesen Umständen doppelte Veranlassung, in Angstschweiß zu geraten, und das taten sie denn auch. Der einzige Trost bei der Affäre war wenigstens der, daß es sich bei all diesen